

## Vincent Voss: Herrn Groß Geistergeschichte

Mai 2017; Wakendorfer Moor; Alstertalniederung

Zurück. Nach 20 Jahren Hamburg bin ich wieder dorthin gezogen, wo ich hergekommen war. Gut, ein Dorf weiter. Nach Wakendorf II. Wegen der Kinder, weil der Schulweg nicht so weit war. Und gerade stand ich im Dickicht des Moores und bekam eine Heidenangst, weil mich ein Reh aufschreckte. Wahrscheinlich hatte es mehr Angst vor mir als ich vor ihm. Vielleicht aber auch nicht. Es hatte schließlich niemals die Gruselgeschichte unseres Schuldirektors Herrn Groß in der kleinen Dorfschule hören müssen. Von dem versunkenen Panzer im Moor und den Geistern der Soldaten, die man manchmal, gerade bei Nebel, im Moor rufen hören und ganz selten sogar sehen konnte. Er hatte sie jeder Klasse erzählt. Jedem Kind, das in Wakendorf zur Schule gegangen war.

Ich glaube, er hat sie immer im Herbst erzählt. Wenn der Wind zum Sturm wurde und die Äste der alten Eichen im Schulgarten über den Backstein schabten und es sich anhörte, als würde etwas mit langen Fingernägeln über das Gestein kratzen. Natürlich wussten wir, dass er uns die Geschichte erzählen würde, meistens passierte es in der dritten und selten erst in der vierten Klasse. Wir wussten es von den Größeren und eigentlich wusste es jeder im Dorf, weil Herr Groß auch schon zur Zeit unserer Eltern Schuldirektor gewesen war. Er erzählte die Geschichte jeder Klasse nur einmal. Und dann nie wieder. Auch wenn wir bei unseren wertvollsten Schätzen schworen, uns in Musterschüler verwandeln zu wollen. Man musste schon sitzenbleiben, um die Geschichte von den verirrtten, dänischen Soldaten zu hören. Und sitzen blieb in Wakendorf unter Herrn Groß niemand. Nicht einmal Jens hatte damals eine Ehrenrunde drehen müssen.

Mein Herzschlag beruhigte sich wieder. Nur ein Reh. Aber ... das Moor war ein Ort, wo ebensolche Geschichten wunderbar gedeihen konnten. Löcher, in denen brackiges Wasser schwarz zwischen Moorgras und verkrüppelten Birken hindurch schimmerte. Moosüberwucherte, gefallene Baumstämme, die verrotteten, Flechten, die zwischen Holunder- und Schlehenzweigen wucherten. Vergänglichkeit zeigte sich hier mit jeder Faser. Sogar die Tiere schienen ehrfurchtsvoll zu schweigen und Stille bedeckte das Moor mit einem Leichentuch. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass man sich hier im Nebel verirren konnte. Aber, dass man hier versinken und ertrinken konnte? Ich nahm einen Stein auf und warf ihn in den Morast. Das Geräusch zerriss das

Leichtentuch, irgendwo flatterte ein Vogel aus dem Geäst und ich hatte eine Idee, die mich begeisterte.

„Das ist doch viel zu tief im Moor, Till!“, ermahnte mich Jessi, meine Freundin und Mutter meiner beiden Kinder. „Die werden nasse Füße bekommen und sich eine Lungenentzündung holen.“ Mit den nassen Füßen konnte sie Recht haben, in der ersten Septemberwoche hatte es unwetterartig geregnet, etliche Wasserlöcher waren übergelaufen und hatten sich zu kleinen Tümpeln zusammengeschlossen. „Die werden Gummistiefel anhaben, Jessi. Und wenn es dunkel wird, sitzen wir mit Würstchen am Stock am warmen Lagerfeuer.“ Das war mein Plan. Aber erst musste Louis mit seinen Freunden den Schatz finden, den die Besatzung des verschollenen Panzers hier versteckt hatte. Das war *meine* Panzergeschichte, meine Idee für seinen neunten Geburtstag. Und später am Lagerfeuer wollen wir mal sehen, ob sie wirklich schon so groß und unerschrocken waren, wie sie immer taten. Dann würde ich nämlich Herrn Groß Gruselgeschichte erzählen... Ich sah mich auf der kleinen Lichtung am Rande des Moores um. Perfekt. Die Lagerfeuerfeuerstelle war hergerichtet. Jessi hatte Windlichter in die Zweige gehängt, Getränke und Würstchen standen bereit. Ich sah zu Jessi. Eine Strähne fiel ihr ins Gesicht, ihre Hände hatte sie zu Fäusten geballt und sie in die Hüften gestemmt. „Ich liebe dich“, sagte ich und fühlte es in diesem Moment so stark, dass es mir beinahe den Atem raubte. „Ich dich auch, mein Abenteurer.“ Wir umarmten uns, spürten uns. Meine Familie, meine Liebe. Auf den Feldern der Alsterniederung konnte ich Nebel aufsteigen sehen.

1956 hatte sich ein Panzer bei einem aus Bad Segeberg angeordneten Manöver im Wakendorfer Moor festgefahren. Ein Bergungspanzer musste dafür herbeigerufen werden und zusammen mit der Hilfe von Freiwilligen aus den umliegenden Dörfern konnte der Panzer geborgen werden. Anschließend gab es für alle Helfer Erbsensuppe mit Würstchen. Das war es. Es gab keine im Moor Verstorbenen und auch keine Geister, Jeder von uns Wakendorfern hatte anscheinend danach recherchiert, wie wir auf facebook erfuhren und diese Geschichte sorgte für einen leichten Gesprächseinstieg, wenn man sich in den sozialen Netzwerken nach Jahren und sogar Jahrzehnten wieder traf. Keine Geister. Nur Erbsensuppe.

„Herr Thormählen, irgendwie ist Lukas verschwunden“, hörten wir Justin von der anderen Gruppe durch das Walkie Talkie. „Ach du Scheiße!“, spielte ich überrascht und sah in die gespannten Kindergesichter meiner Gruppe. Und das

Kind mit den größten Augen und dem offensten Mund war Louis. Bisher war die Abenteuergeschichte ein voller Erfolg gewesen. Und Lukas plötzliches Verschwinden war Bestandteil dieses Plans. Louis großer Bruder war 14 Jahre alt und führte die andere Gruppe durch das Moor. Nach seinem Verschwinden würde er sich verkleiden, ich würde auf seine Gruppe stoßen und gemeinsam würden wir ein weißes Bettlaken finden, das Lukas zwischenzeitlich zwischen den Bäumen aufgespannt haben würde. Es sollte uns ablenken, damit Lukas uns als Schatzgeist erschrecken konnte. Er würde uns dann einen Hinweis auf das Versteck geben und gemeinsam würden wir den Schatz bergen. 14 Taschenlampen, die wahlweise auch grün, rot oder blau leuchten konnten. Für jeden eine.

„Okay, bleibt ganz ruhig, hört ihr. Was seht ihr, wenn ihr euch umschaute? Ist dort irgendetwas Besonderes?“, fragte ich. Pause. „Da ist ein Graben. Und da liegt so ein umgestürzter schwarz-weißer Baum drüber“, antwortete Justin.

„Eine Birke. Das ist eine Birke!“ Kolja und Hagen gleichzeitig aus dem Hintergrund. „Ein Graben“, wiederholte ich, nickte und sah mich um. „Seht ihr irgendwo einen Graben oder einen Bach?“, fragte ich die Kinder meiner Gruppe, in deren Gesichtern ich lesen konnte, wie angestrengt sie nachdachten.

„Können wir uns umsehen, Papa?“, fragte Louis. „Ja, zwei Dreiergruppen. Und beeilt euch, Nebel zieht auf“, sagte ich, um es noch spannender zu gestalten und stellte fest, dass der Nebel mittlerweile tatsächlich wie ein Raubtier aus der Zwischenwelt um die gedungenen Stämme der Bäume und das Dickicht strich. Die Jungs teilten sich in zwei Gruppen auf und erkundeten die Umgebung. In dieser Zeit schrieb ich Lukas eine kurze Whatsapp-Nachricht.

*Super, Lukas! Bis gleich!* „Justin?“

„Ja?“ Seine Stimme klang nun etwas brüchiger. Angst. Ich würde mich beeilen müssen. „Hör zu, Justin. Wir sind gleich bei euch, over!“

„Danke, Herr Thormählen.“ – „Over.“

„Hier! Hier ist ein Bach oder so etwas!“, rief Louis, kam mit seiner Gruppe herbeigerannt und zeigte mehrmals auf eine Stelle, wo mehrere Büsche beieinanderstanden, als würden sie sich vor etwas Bösem schützen wollen. „Wir haben was!“, rief ich und lief Louis hinterher. „Das ist ein Bach“, stellte Florian fest.

„Genau. Und irgendwo an diesem Bach müssen die anderen sein. Wartet mal.“ Ich nahm das Walkie Talkie zur Hand. „Justin. Hier ist Louis Papa, over!“

„Herr Thormählen?“

„Justin, ist das bei euch nur ein Graben oder ein Bach? Fließt das Wasser? Over.“

„Einen Augenblick, Herr Thormählen. Over.“ Gespannt warteten wir auf die Antwort. „Ein Bach, Herr Thormählen.“ Ich sah, wie die Kinder erleichtert waren.

„Gut. Sehr gut. Dann bleibt dort, wir sind gleich bei euch. Over.“ Ich steckte das Walkie Talkie in meine Jackentasche, ging in die Hocke und versammelte die Kinder um mich herum. „Hört zu. Ihr müsst jetzt den Bachlauf vorangehen. Ihr seid leichter und beweglicher als ich, deshalb müsst ihr einen Weg finden. Für mich. Am besten gehen drei auf der einen Seite des Baches und drei auf der anderen Seite. Der Bach ist nicht so breit, wir könnten ihn zur Not immer überqueren“, schlug ich vor. Die Kinder waren in der Geschichte versunken wie der Panzer in meiner Geschichte. Jetzt mussten sie mir Erwachsenen einen Weg weisen und sie wuchsen durch diese Verantwortung gleich um einige Meter an. „Ich nehme die andere Seite!“, preschte Louis vor und balancierte über einen schräg über den Bach gefallen Baum. Zwei andere Jungs folgten ihm und zeitgleich erkundeten beide Gruppen den Bachlauf. Ich blieb etwas zurück und spähte auf das Display meines Handys. Lukas hatte die Nachricht noch nicht gelesen. Das wunderte mich etwas. *Was ist los bei dir?*, schrieb ich. Und wartete auf das zweite Bestätigungshäkchen. Nichts. „Mann, Lukas!“, zischte ich, lief den Kindern nach und blickte immer wieder unauffällig auf das Display. Empfang war vorhanden. Lukas meldete sich nicht, stattdessen rief Jessi an. „Till! Till, wann seid ihr da? Irgendetwas stimmt hier nicht!“ So hatte ich Jessi noch nie gehört. „Jessi, hey, ganz ruhig. Was ist los?“, flüsterte ich, ließ mich von der Stimmung anstecken und sah mich um. „Hier stimmt etwas nicht, Till. Ich habe Stimmen gehört. Im Nebel. Aber ich kann dort niemanden sehen. Und sie sprechen ... nicht Deutsch“, antwortete Jessi. Jessi. Die ordnungsverliebte und ziemlich phantasielose Jessi. Wenn ich der Abenteurer in unserer Beziehung war, dann war sie der Kopf und die Denkerin. Sie würde sich fremde Stimmen nicht einbilden. Ich wusste, sie hatte sie gehört und nun war es an mir einen kühlen Kopf zu bewahren. „Englisch? Oder irgendwas Östliches?“, fragte ich und suchte nach einer Lösung. Pilzsammler. Genau, es konnten Pilzsammler sein. „Jessi, das könnten ...“

„Ich glaube, sie sprechen dänisch, Till.“ Und augenblicklich fühlte ich mich verfolgt und beobachtet.

„Dänisch?“ Mein Magen zog sich zusammen und es fühlte sich an, als würde mir Eiswasser den Rücken entlanglaufen.

„Papa! Papa!“, hörte ich Louis und stellte fest, dass ich die Kinder im Nebel nicht mehr sehen konnte, weil ich langsamer geworden war. „Scheiße!“, fluchte

ich und rannte los. Aber nur wenige Meter vor mir hielten sie und hatten Justin und die anderen erreicht. Sie wirkten erleichtert. Ich war es nicht und plante, den Abschluss der Schatzsuche ausfallen zu lassen. „Wir haben die anderen gefunden, jetzt können wir endlich Lukas suchen“, sagte Louis. 2sehr gut. Ich telefoniere gerade mit Mama. Am besten ruft ihr einfach schon einmal nach Lukas.“ Keine gute Idee, denn sofort riefen die Jungs aus Leibeskräften nach Lukas. Ich musste mich wegrehen, um weiter mit Jessi zu telefonieren. „WAS ist mit LUKAS?“, fragte sie sofort. „Ich ...“ Ich gestehe, erst nach dieser Frage wählte ich auch meinen Großen in Gefahr. „Ich glaube mit ihm ist alles in Ordnung, Jessi. Er sollte sich doch verstecken, um uns zu erschrecken. Wir gehen jetzt schnell zu ihm und kommen dann zurück.“ „Du weißt ganz sicher, dass er da ist? In seinem Versteck?“ Dann schrie Jessi und ich musste mein Telefon von meinem Ohr weghalten. „Jessi? Jessi?!“, bemühte ich mich immer noch leise zu sein. „Till, da war etwas. Mich hat etwas berührt. Etwas Kaltes. Das bilde ich mir nicht ein. Weißt du, wo Lukas ist? Weißt du es wirklich?“ Ihre Frage sog sämtliche Kraft aus mir und nahm mir zusätzlich noch den Boden unter den Füßen. „Nein“, antwortete ich ehrlich. „Aber ich hole ihn jetzt. Ruf du ihn in der Zeit an, ja? Ich liebe dich.“ Ich legte auf und ging Lukas suchen.

„Was ist das?“, fragte Louis und blieb stehen. Die Jungs drängten sich aneinander. „Das ist ein Bettlaken“, antwortete ich. „Lukas, du kannst jetzt rauskommen“, rief ich und sah mich um. Die umgestürzte Baumwurzel, die Lukas und ich für ein Versteck vorgesehen hatten, verbarg sich im dichten Nebel, der jetzt im Dämmerlicht alles verschluckte, so dass man nur noch wenige Schritt weit sehen konnte. Ich leuchtete mit der Taschenlampe, aber der helle Lichtstrahl ließ mich nur noch weniger erkennen, weil der Nebel das Licht reflektierte. „Lukas!“ Ich ärgerte und sorgte mich um ihn. „Bleibt ihr hier zusammen, ich sehe nach, wo Lukas ist. „Ist Lukas was passiert?“, fragte Louis und seine Stimme bebte. Auch, wenn sie sich mal wie Streithähne stritten, sie liebten sich. Das spürte ich, ging zu Louis und strich ihm über den Kopf. „Nein, Lukas geht es gut“, sagte ich ihm und bemühte mich, jede Unsicherheit aus meiner Stimme zu bannen. In größer werdenden Kreisen umrundete ich die Jungs und rief nach Lukas. Was konnte ihm passiert sein? Ich durfte gar nicht darüber nachdenken. Vor meinem inneren Auge sah ich ihn bewusstlos im Gestrüpp liegen, weil er sich irgendwo den Kopf angeschlagen hatte. Schlimmstenfalls war er ohnmächtig ins Wasser ... ich schüttelte den Gedanken ab. Die umgestürzte Baumwurzel konnte nicht allzu weit von dem gespannten Bettlaken entfernt sein. Und sie lag links davon. Mit dieser

Erkenntnis entdeckte ich die Wurzel und erschrak, wie sie sich bedrohlich aus dem Nebel schälte. „Lukas?“ Keine Antwort. Vorsichtig schlich darum herum, leuchtete den Boden ab und mir stockte der Atem. Lukas Mütze und sein Hoodie lagen hinter der Wurzel in einer Mulde. Mir wurde schwarz vor Augen und schwindelig. „Lukas!“, keuchte ich, lies mich auf den Boden fallen und tastete in der Grube umher. Kämpfte gegen Panik und Tränen. Leuchtete den Boden ab. Spuren. Da. Und da war noch eine. Tiefer ins Moor hinein. Auf allen Vieren kroch ich durch das Unterholz, sackte in den Morast bis zu den Ellenbogen ein. Noch eine Spur. Weiter. Brombeerranken zerkratzten mein Gesicht. „Papa?“, hörte ich Louis nicht weit entfernt von mir. „Louis, bleib da! Ich habe eine Spur von Lukas!“

„Und ich kann Lukas hören, Papa. Ich glaube, er weint.“

Sofort war ich bei ihm. Seine Freunde standen um ihn herum, hatten aufgehört nach Lukas zu rufen und lauschten. Ich hörte nichts. Tropfen, die von den Zweigen fielen, meinen Atem, meinen Herzschlag, sonst nichts. Dann hörte ich ein Wimmern. Louis hatte Recht. Wir sahen uns an und ich konnte Tränen in seinen Augen sehen. Er schluckte und beherrschte sich. „Du hörst Lukas auch, oder Papa?“

„Ja, jetzt höre ich ihn auch. Gut gemacht Louis“, antwortete ich ihm, strich ihm über den Kopf und versuchte zu orten, woher ich Lukas stimme hörte. Abseits des Jägerpfades. Tiefer im Moor. „Es kommt von dort“, sagte ich, zeigte in die Richtung und ging los. Ein paar Schritte immer, dann lauschten wir. Gingen dorthin ins Moor, wo die Bäume kein Laub mehr trugen und nur noch von Flechten und Moosen überwuchert waren. Ich musste mir einen Stock suchen, um einen Weg durch die stetig steigende Zahl von Wasserlöchern zu finden, um nicht einzusinken.

„Was ist mit Lukas?“, wollte Louis wissen, der direkt hinter mir ging. „Ich weiß es nicht, Louis. Ich weiß es wirklich nicht.“

„Wird ... wird alles wieder gut?“ Seine Stimme zitterte. Ich antwortete nicht. „Da. Ich hab ihn wieder“, sagte ich und blieb stehen, um zu lauschen. Lukas. Lukas und ... andere Stimmen, die sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstand, die mir aber vertraut war. Dänisch. Ich begann, an meinem Verstand zu zweifeln. Panik übermannte mich, ich rannte, stolperte, fiel hin, kam wieder auf die Beine und rannte weiter. „Lukas!“, schrie ich. „LUKAS!“ Dann hörte ich einen Motor röhren. Metall, das auf Metall schlug. „LUKAS!“ „PAPA! HILFE!“

Ich brach durch das morsche Geäst, sank bis über die Knie ein und kämpfte mich Meter um Meter zu Lukas. Louis und seine Freunde folgten mir schreiend und weinend, verloren mich.

Dann sah ich ihn. Den Panzer. Über die Hälfte steckte er in einem Wasserloch. „PAPA!“ Lukas! Ich fuhr herum und sah wie zwei Uniformierte Lukas von hinten auf den Geschützturm schoben und ihn in den Einstieg drängen wollten. Lukas wehrte sich, aber sie waren stärker. Mit großen Schritten umrundete ich den Panzer, sprang auf das Heck, fiel auf den Bauch, rappelte mich auf und hechtete auf den Geschützturm. Zog mich an rostigem Metall hoch, an dem ich mich schnitt. „LUKAS!“

„PAPA!“ Seine Antwort klang hohl, ich befürchtete sie aus dem Bauch des Panzers zu hören, dessen Motor das ganze Fahrzeug vibrieren ließ. Der Panzer war alt. Verrottet. Als hätte er lange Zeit im Wasser ... Der Gedanke drängte mich zusätzlich an den Rand des Wahnsinns. Das konnte alles nur ein Albtraum sein. Ich kam auf die Beine, wollte Lukas aus dem Inneren des Panzers holen, doch ein Soldat stellte sich mir in den Weg, stieß mich zurück. Ich konnte nur kurz etwas erkennen, aber dieses Bild verfolgt mich seither. Dieses Bild und der Geruch. Der Soldat war tot. Verwest und dennoch hatte sich der Schrecken seines Leids in seine Fratze gegraben. Und die Wut darüber. Hass trifft es besser. Seine Augen leuchteten tot, und als er mich weg stieß, folgte der Bewegung ein Brodem aus Moder, totem Fleisch, Benzin und Schmieröl. Ich fiel auf den Rücken, sah wie er durch die Luke und den Einstieg nach unten verschwand. Mit einem knochigen, bleichen Arm, der unter seiner vermoderten Uniform durchschien, schloss er die Luke. „Papa! Hilfe!“, hörte ich Lukas dumpf und von weit, weit her durch das Motorengeräusch. Der Panzer bewegte sich. Fuhr an. Ich klammerte mich fest, kam abermals auf die Beine und stürzte zur Luke. Verschlossen. Ich hörte ein metallisches Quietschen von innen. Als würde sie mit einem Rad verschlossen werden. Ich schlug mit bloßen Händen auf die Luke ein, schrie, weinte, bis ich nicht mehr konnte und brach zusammen. Ich bekam die Luke nicht auf. Also hielt ich mich mit allen Kräften fest, damit mich der Panzer nicht abwarf, sobald er losfuhr. Aber er fuhr nicht los. Der Motor begann zu blubbern, erstarb. Ich hörte Louis weit entfernt von mir rufen, hörte wie mein Smartphone vibrierte, ein sanftes Plätschern und ein bedrohliches Schmatzen. Der Panzer sank. Von innen klopfte es. Schwach. Ich glaubte, Rufe aus dem Bauch des Panzers zu hören. Hilferufe, auch wenn ich die Sprache nicht verstand. Todesangst ist universal. Wasser erreichte meine Füße, meine Waden, meinen Bauch. Ich lag auf dem Panzer und drohte, mit ihm zu versinken. Ich überlegte, ob es nicht bessere Wahl wäre, mit ihm unterzugehen, aber Louis Rufe schenkten mir die

Kraft, die ich brauchte, um mich mit einem Sprung auf das rettende Ufer zu retten. Ich stieß mir den Kopf und verlor das Bewusstsein.

Jessi sagte später zu mir, sie hätten mich mit Lukas im Arm gefunden. Lukas. Er hatte sich verirrt und war dann ertrunken. Meine Psychologin sagt, die Geschichte mit dem Panzer sei mein eigener Schutzpanzer, um das Leid, den Tod meines Sohnes zu verarbeiten. Irgendwann würden ich und Jessi einsehen, dass wir uns beide geirrt hätten. Und Louis sich auch, denn es gibt keinen dänischen Panzer, der in Wakendorf II versunken war, keine untoten Soldaten, die sich Lukas als Opfer ausgesucht hatten. Es gibt keine Geister.

Oder?

**ENDE**